

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 22.

Siebenter Jahrgang.

30. Mai 1863.

An Anastasius Grün.

März 1863 *).

Es ist schon lange, daß es lenzt,
's gab heuer milden Winter.
Nun hat es gar ge-erect lenzt!
Das stecke wohl dahinter?

Der Frühling sprach voll Ungeduld:
„Nicht warten kann ich länger,
„Erfahren soll er blüh'nde Guld,
„Man kröne meinen Sänger.“

An Blumen hat der Lenz gedacht
Sie haben 's falsch verstanden,
Und einen Titel draus gemacht,
Den sie uns Haupt Dir wanden.

Doch ist's ein Kranz der Blütezeit;
Will eben auch nur sagen:
Du hast den Frühling prophezeit,
Darfst seine Krone tragen!

Poet, Du sangest als Prophet
In Deß'reich nicht vergebens:
Aus Deinen Jugendliedern weht
Der Hauch des jungen Lebens.

Drum trage nun die Excellenz
Lebendig, wirksam, heiter.
Dein Kaiser war der blüh'nde Lenz
Und schmückte Dich! Was weiter?

Liebeswege.

Eine Geschichte von E. Hoefler.

(Fortsetzung.)

Ich erzählte Paul von dem traurigen Falle das Nöthigste, ohne daß er mich auf's Neue unterbrochen hätte. Sein Gesicht zeigte jetzt einen gedankenvollen Ernst, auf der Stirn und zwischen den Brauen erschien ein finsterner Zug, den ich gleichfalls noch nie an ihm gefunden. So blieb er neben mir, stumm und aufmerksam, trat mit mir in unser Haus und auch in meine Wohnung. Da sah er auf und meinte überrascht: „Welche Narrheit! — Nimm's nicht übel. Alter! Ich bin zer-

strent, merl' ich. Aber die Nachrichten von der armen Person fesselten mich so, daß ich nicht auf unsern Weg achtete. Gesegete Mahlzeit!“ Und er wandte sich der Thür zu.

„Bleibe noch,“ bat ich, „ich esse noch nicht. — Ich möchte Dich noch Etwas fragen. Weißt Du Nichts von der jungen Gräfin? Was ist es eigentlich mit ihr? Wie ist ihre Stellung im Hause? Ist sie die Tochter der Excellenz, jenes Kind, von dem wir als Knaben hörten?“ — Er hatte sich mir wieder zugedreht und sah mich eine Weile schweigend an, bevor er antwortete: „Ich denke wohl. Aber weshalb fragst Du? Ward die Dame sichtbar?“ — Ich erzählte, wie ich sie getroffen und so müde und krank gefunden habe, daß es mich erschütterte. „Ich habe noch kein Wesen gefunden,“ setzte ich hinzu, „dessen Erscheinung einen solchen Eindruck auf mich gemacht — ich weiß nicht, nenne ich das, was sie umgibt, was von ihr zu uns herübergeht, mehr liebreizend, oder schwermüthig, oder geheimnißvoll? Es muß in ihrem Leben, in ihrer Stellung im Hause zu der Mutter etwas Besonderes sein, Paul.“

Seine Stirn war leicht gefaltet, und die braunen Augen ruhten auf mir mit einem eigenthümlich düstern Blick, als er jetzt sagte: „Und nach alle dem fragst Du mich? Wie kommt Du dazu?“ — Ich schüttelte verwundert den Kopf. „Aber was gibt's denn, Paul?“ rief ich. „Was fällt Dir in dieser Frage auf? Natürlich frage ich Dich darnach — Dein Vater war Geschäftsführer der Familie, und eben hast Du mir gesagt, daß Dir die Kammerfrau der Gräfin bekannt gewesen. Da könntest Du doch Einiges über diese Menschen und ihr Leben wissen. Wenigstens seh' ich nichts Auffälliges in meinen Worten, wiederhole ich.“ — Er strich sich langsam über Stirn und Augen. „Du hast Recht,“ versetzte er, „ich bin närrisch. Ich weiß nicht, was in mir steckt. — Aber ich kann Dir leider nicht dienen. Das Haus ist immer verschlossen geblieben. Ursula hat meines Wissens gleichfalls Nichts über die Familie erzählt. Ich weiß nur, was die ganze Stadt weiß, daß Comtesse Lucie — so soll sie heißen — nach dem Tode ihres Vaters als kleines Kind von hier fort- und erst vor einigen Jahren zurückkam. Das ist Alles, wenigstens was ich Dir sagen kann. Im Hause bin ich nur ein Mal gewesen, um mit der alten Excellenz über einen Punkt zu reden, der sich noch auf die Geschäftsführung meines Vaters bezog. Aber unser Gespräch war schnell zu Ende. Wir passen nicht für einander, schien es damals.“ — „Sie scheint mir zu Niemand zu passen,“ bemerkte ich. — „Freilich,“ war seine ruhige Antwort. „Aber nun im

*) Die letzte Nummer der „Illustrierten Zeitung“ brachte ein Characterbild des Dichters, und am Schlusse desselben dieß hübsche Gedicht.

Ernst, adieu, Gustav! — Also die Ursula todt! — Wieder eines weniger von den alten bekannten Gesichtern!“ Er sprach diese letzten Worte wie vor sich hin und ging zur Thür hinaus.

Ich schaute nachdenklich hinter ihm drein. Was hatte er denn? Was war denn das, was mir an ihm auffiel? Ich wußte es mir nicht klar zu machen und meinte endlich, ich möchte mich überhaupt geirrt und Etwas zu sehr geglaubt haben, was gar nicht dagewesen, zumal ich Paul am Nachmittage bei einem zufälligen Gang über den Wall wieder begegnete und ihn wie ganz gewöhnlich fand. Ja, er war sogar heiterer als sonst meistens, und als wir an der Mauer des Röder'schen Gartens vorübergingen, zeigte er auf den Baum, aus dem ich vorerst so rasch zur Erde gefahren war, und erinnerte mich lachend an die ganze damalige neugiervolle Zeit.

Durch die nun entlaubten Baumzweige gewann man, was ich früher nicht bemerkt, vom Wall aus eine leidliche Ansicht von der rückwärts gelegenen oberen Etage des gräßlichen Hauses und in einem der Seitenflügel zeigten sich die Fenster eines Gemachs weit geöffnet. „Das kann das Todtenzimmer sein,“ meinte ich im Vorbeigehen. — „Du irrst,“ versetzte er gleichgültig. „Zufällig kann ich Dir doch eine Notiz über das Haus geben. Vordem war in dem Flügel die Wohnung des alten Generals, und nachher hat sich, wie ich einmal von Ursula erfahren haben muß, die Comtesse dort eingerichtet. Die Fenster gehören zum Wohnzimmer.“

Es vergingen ein Paar Tage, von denen ich nichts Besonderes zu sagen weiß. Dann jedoch erschien eines Morgens in meiner Sprechstunde jene jüngere Dienerin, die ich zuletzt mit der Comtesse am Sterbebett der Alten getroffen, und forderte mich zu einem Besuch bei ihrer Herrschaft auf. „Möchten Sie doch bald kommen,“ sagte sie. „Comtesse Lucie scheint recht krank zu sein, und ich bin so sehr allein mit ihr!“ — „Wie ist das, mein Kind?“ fragte ich erstaunt. „Die Mutter wird doch nach der Tochter sehen?“ — „Ach nein,“ erwiderte sie kopfschüttelnd, „es ist kein Verkehr zwischen den Herrschaften, und die Excellenz kann auch Niemand sterben oder auch nur krank sehen.“ Damit ging sie. Eine Stunde später trat ich in das Schlafzimmer der Dame. Es lag mit dem Wohngemach wirklich in jenem Flügel, den wir neulich vom Wall aus erblickt. — Die Gräfin war sehr krank. —

„Sie sehn, Doctor,“ sagte sie mit einem müden Lächeln, „daß ich dießmal besser aufpasse. Ich fühle mich kaum seit gestern Abend ernstlich krank und schickte schon heute Morgen zu Ihnen.“ — „Sie hätten immerhin gestern Abend schicken sollen,“ gab ich ernst zur Antwort, indem ich ihre Hand auf's Bett zurücklegte. — „Wie finden Sie mich?“ fragte sie, die großen, grauen Augen fest auf mich richtend, und da ich mit meiner Entgegnung zögerte, setzte sie hinzu: „Ich wünsche die Wahrheit zu wissen und zwar so genau, wie Sie mir dieselbe irgend sagen können.“ — Ich sah sie eine Weile schweigend und beobachtend an, bevor ich versetzte: „Wir wollen das Beste hoffen, gnädige Gräfin; es ist übrigens gut, daß eine schwächliche Constitution diese Krankheit insgemein leichter überwindet, als eine kräftige.“ — „Ich habe ein Nervenfieber?“ fragte

sie wieder. — Ich nickte. „Ja, und es tritt heftig auf. Sie müssen vor allen Dingen die tiefste Ruhe um sich her haben und sich auch geistig so friedlich wie irgend möglich halten. Denken Sie an Nichts, als an Ihre Genesung und an ein folgendes heiteres, schönes Leben.“ — Sie sah mich noch einen Augenblick mit einem ruhig ernstern Blick an, dann jedoch schloß sie die Augen langsam und lag regungslos.

Ich ging in's Wohnzimmer, um meine Verordnungen zu machen, und als ich vom Schreibtisch wieder aufstand, gab ich der Dienerin noch diese und jene Vorschrift und fragte endlich, ob ich mich schon bei der alten Gräfin melden lassen könne. Bevor mir noch die Dienerin antworten konnte, rief aber die Kranke, welche meine Worte vernommen, nach mir, und als ich wieder neben ihr stand, sagte sie schnell: „Sie wollten zu meiner Mutter? Ich bitte, lassen Sie das. Die Generalin liebt kein Krankenbett.“ — „Auch das ihres einzigen Kindes nicht?“ fragte ich ernst. — „Nein,“ erwiderte sie kurz und schloß auf's Neue die Augen.

Als ich Mittags wiederkam, fand ich den Zustand nicht verbessert, und Abends, da ich zum dritten Mal einsprach, das Fieber und alle anderen Erscheinungen so gesteigert, daß ich erschrak. So schnelle Fortschritte hatte ich nicht gefürchtet. — Ich gab neue Vorschriften, ich trieb ein Paar weitere Dienerinnen, welche jezt da waren, aus dem Gemach und ging endlich herabgestimmt wieder fort und meiner übrigen Praxis nach, die gleichfalls nicht geeignet war, mich zu erheitern. Ich hatte noch nie so viele und so gefährliche Krankheiten zugleich vor mir gehabt, und ich kam Abends erst nach acht Uhr todtmüde und niedergeschlagen nach Hause und warf mich, ohne noch speisen zu mögen, erschöpft in die Sophaede.

Ich hatte so vielleicht eine Viertelstunde gegessen, als Paul bei mir eintrat, von dem ich schon gehört, daß er bereits am Nachmittage ein paar Mal nach mir gefragt habe. „Nun, Du König der Aerzte,“ sagte er ungewöhnlich heiter, „Dein Reich dehnt sich aus, wie es scheint! Man findet Dich ja gar nicht mehr! Immer bist Du auf Deinen Siegeszügen!“ — „Gott geb's, daß es Siegeszüge werden,“ meinte ich kopfschüttelnd; „es sieht aber wenig darnach aus.“ — „Du hast gefährliche Kranke?“ fragte er theilnehmend. — „Ja, leider! — „Nun, schlag' Dir das jezt aus dem Sinn,“ sprach er heiter, indem er sich neben mir in das Sopha warf. „Laß uns fidel sein und noch ein Glas Wein mit einander trinken. Ich habe heut' Mittag meine Ernennung auf die Oberförsterei in Sternwald bekommen. Es ist eine kleine Stelle und sehr abgelegen, aber gleichviel — ich habe damit, was ich wünsche.“ — Ich drückte ihm die Hand und gratulirte von ganzem Herzen. Der Freund zeigte sich auf das Glückseligste verändert; das Stille, Gedankenvolle war von ihm fort, ein frischer Hauch gleichsam ging durch sein ganzes Wesen. „War Dir Deine Stellung denn so verhaßt?“ fragte ich lächelnd. — Er nickte.

Ich klingelte und hieß die Haushälterin uns Wein bringen, obgleich Paul mich mit auf sein Zimmer hinauf haben wollte. „Laß es gut sein,“ redete ich zu ihm. „Ich habe eine Ahnung, daß ich heut' Abend noch gerufen werde, und da will ich hier

sein.“ — „Hast Du so schwere Kranke?“ fragte er. „Du bist auch niedergedrückt, merk' ich. Wer ist's denn? Sind von unseren Bekannten darunter? Aber ich wüßte doch nicht —!“ „Nein, Bekannte nicht,“ gab ich zur Antwort, indem ich ihm ein Glas Wein eingoß, „wenigstens nicht alte. Aber gleichviel — es ist mehr als einer von den armen Menschen am Tode. Es könnte leicht geschildert werden, und zu der Gräfin —“

Er zuckte aus seiner Ecke so jäh empor, daß ich unwillkürlich inne hielt. Sein dunkles Auge durchbohrte mich fast, und seine Stimme schien zu beben, als er herausstieß: „Wie sagst Du? — „Ja, die Gräfin Röder,“ versetzte ich verwundert. „Sie ist leider sterbenskrank —!“ — Er sprang auf, er kam, als sei er mir auf dem Sopha noch nicht nahe genug, um den Tisch herum und trat hart an mich heran, er stützte die Faust auf die Lehne und sprach zu mir hinabgebeugt: „Ist die Alte wirklich sehr krank?“ — „Die Alte?“ entgegnete ich immer verwunderter und schaute ihn fragend an; „aber was ist's denn, Paul, was hast Du? — Nein, die Comtesse ist's — Du nanntest sie —“ — „Lucie?“ rief er zurückfahrend, sein Gesicht war weiß, wie eine frisch gekündete Wand. „Lucie, Gustav? Unmöglich! — Ich — aber was fehlt ihr?“

Ich stand auf und trat zu ihm und schaute ihn besorgt an, denn dieser Wechsel in seinem Wesen war so jäh und mir so unverständlich, daß mich ein Gedanke an eine plötzliche Geistesstörung durchfuhr. „Paul, Paul,“ sprach ich so herzlich und ruhig, wie ich's vermochte, „was hast Du denn, um Gotteswillen? Was regt Dich so auf?“ — „Und das soll mich nicht aufregen?“ rief er und warf mit einem wilden Lächeln den Kopf auf, daß die langen dunklen Haare von der Stirn aus nach hinten flogen. „Du sagst mir, daß — aber was fehlt ihr?“ unterbrach er sich selbst und wandte mir das bohrende Auge wieder zu und packte meine Hand mit schmerzhaftem Druck. — „Nochmals, Paul, um Gotteswillen, was geht Dich die Comtesse Röder an?“ fragte ich immer bestürzter. Seine Aufregung, die Verwunderung darüber, die schnell wechselnden Reden — Alles das ließ mir, so schnell wie es gekommen, keinen Augenblick zur Ueberlegung übrig. Ich sah ihn, ich hörte ihn, ich antwortete ihm — zum Denken kam ich nicht, so rasch ging das Alles. „Ich bitte Dich, Paul — ich —“ — „Was mich Lucie angeht?“ rief er wieder. „Was ihr fehlt, will ich wissen!“ — „Ein Nervenfieber,“ entgegnete ich nachgebend. — „Gefährlich?“ — „Ja, sehr.“ — „Und gestern noch gesund! Und heute, wo ich endlich — gefährlich, sagst Du?“ — „Wir müssen immer noch hoffen!“ sprach ich, zugleich erschüttert und bestürzt. Die Augen gingen mir auf. Was hatte ich da angerichtet! (Fortsetzung folgt.)

Ueber weibliche Geistesbildung.

Von einer Dame aus Laibach.

Motto: „Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.“ Göthe.

Es scheint wohl überflüssig, in einer Zeit, wo alles nach geistigem Fortschritt strebt, wo es Anstalten und Mittel in

Menge gibt, die männliche, wie die weibliche Geistesbildung zu fördern, noch für letztere ein aufmunterndes Wort zu sprechen, denn es wird wohl wenige gebildete Menschen geben, die den Werth der weiblichen Geistesbildung nicht anerkennen würden. Allein die Ueberzeugung der dringenden Nothwendigkeit derselben ist noch lange nicht in alle Kreise unserer Gesellschaft eingedrungen; darum sei es mir vergönnt, einige Worte darüber mitzutheilen, die zwar keinen Anspruch auf Neuheit oder Originalität machen, sondern nur das zusammenfassen, was jeder Denkende sich selbst sagen muß.

So sehr im Auslande, besonders in Deutschland, ja sogar in den uns benachbarten Städten die weibliche Geistesbildung täglich einen höhern Aufschwung nimmt, und die besten Kräfte bemüht sind, sie zu fördern, so gibt es doch immer Leute genug, die rufen: Wozu braucht ein Mädchen dieß Alles! Der Knabe ja, der muß etwas Tüchtiges lernen, um seinen Weg durch die Welt zu finden, aber das Mädchen soll nur eine brave Hausfrau werden. In diesem Passus gefallen sich manche unserer Frauen; sie wollen dadurch ihre eigene Unwissenheit beschönigen und ihre Bequemlichkeit, etwas mehr für die Erziehung ihrer Mädchen zu thun, rechtfertigen. Aber eben sie wissen in den seltensten Fällen, was zu einer guten Hausfrau gehört! So läßt man die Mädchen durch einige Jahre die Schule besuchen, beschränkt den Unterricht auf die aller-nothwendigsten Elementargegenstände, und dieser beruht noch meistens auf einem mechanischen Memoriren, ohne die gesammte Geistesentwicklung zu fördern. Dann sendet man die Töchter ein Paar Monate hindurch zu einer Näherin, damit sie in der Kunst des Schneiderns unterwiesen werden, und endlich in irgend eine feinere Küche; so meint man die trefflichsten Hausfrauen herangezogen zu haben. Ob die Fertigkeiten, die sie sich etwa dort aneignen, nicht durch vieles andere, was sie nebenbei lernen, doch zu theuer erkauft sind, mag dahin gestellt bleiben. Will man aus dem Töchterchen auch noch ein gebildetes Fräulein machen, so fügt man etwas Französisch und Musik hinzu und glaubt dann alles gethan zu haben, was die weibliche Bildung erfordert. Daß das Weib gleich dem Manne ein Recht auf allgemeine Bildung habe — sehen Wenige ein.

Wird der Knabe in seinem künftigen Berufe alles brauchen, was er lernt? Wozu nun das Studium so vieler Dinge, wenn es nicht dazu dienen soll, seine Anlagen allseitig zu entwickeln, seine intellectuellen Kräfte zu stärken, dem Geiste jene Elastizität, jene Schmiegsamkeit zu geben, die ihn zu jedem Berufe befähigt. Und das Weib hätte keinen Anspruch auf allgemeine, rein formelle Bildung! — Man will ihre Erziehung auf ihren speciellen Beruf beschränken und sieht in ihr nicht das Gotteswerk, das um seiner selbst willen, seiner Natur gemäß zur Höhe sittlicher Vollkommenheit zu führen ist!

Möge man sie zur tüchtigen Hausfrau und braven Mutter vorbereiten; weiß man jedoch, welche Stellung sie in der Gesellschaft einzunehmen bestimmt ist, welche Ansprüche ihr Gatte auf sie machen wird? Wäre es nicht schon darum nothwendig, daß sie durch geistige Reife zu jeder Lage befähigt würde? Allerdings gibt es Männer, denen verständige, geist-

volle Frauen nicht angenehm sind, weil solche Achtung begehren, während es sie nur freut, mit Frauen wie mit Puppen zu tändeln. Allein der Mann von wahrer Bildung kann nur mit dem Weibe glücklich sein, das auf gleicher Stufe der Bildung sich mit ihm bewegt, das seine tiefsten, liebsten Gedanken nachdenkt, in seine Bestrebungen eingeht und durch ihre Unterhaltung ihm Interesse gewährt. Wie oft flieht der Gatte die Gesellschaft seiner langweiligen Gattin, die aus der Kleinlichkeit ihres Alltagslebens sich nicht zum Verständniß seiner Interessen emporheben kann, und bringt den Abend im wüsten Treiben des Gasthauses zu.

Und bedarf die Führung des Hauswesens keiner geistigen Kraft? — Für das Wohlbefinden der ganzen Familie mit möglichst geringen Anforderungen an Zeit, Unruhe und Kosten zu sorgen, rings um sich Glück zu verbreiten; erreicht sich dieß Alles durch bloß mechanische Thätigkeiten, als Kochen, Nähen, Plätten? . . .

Was für die Hausfrau gesagt ist, gilt noch vielmehr für die Mutter, die Pflegerin und Erzieherin der zarten Pflänzchen. Wer erkennt nicht den Werth einer guten Erziehung, und diese wird nur durch die Bildung der Mutter bedingt. Was gedankenlose, eitle, pflichtvergessene Mütter da verderben, beweisen täglich traurige Beispiele; ebenso sehen wir das segensvolle Wirken anderer sich von Geschlecht zu Geschlecht verbreiten. Ja gerade zu ihrem Berufe, wegen ihres Berufes bedarf das Mädchen der sorgfältigsten Geistesbildung. Wohl wendet man ein, unsere Mütter wußten Vieles nicht, was unsere Töchter lernen müssen, und doch waren sie musterhaft in ihrem Berufe. Aber man bedenke, welche Fortschritte die Cultur in den letzten Jahrhunderten gemacht hat; wenn die Bildung unserer Mütter auch im Verhältnisse zu ihrer Zeit anpassend gewesen ist, so wird die unserer Töchter es nicht sein, wenn sie nicht fortschreitet. Auch im Bezug der häuslichen Pflichten sind die Anforderungen der Zeit andere geworden. War es für unsere Urgroßmütter eine unabweißliche Nothwendigkeit, für sich und ihre Angehörigen zu spinnen und zu weben, so entheben die mannigfaltigen Fabriken, Näh- und Strickmaschinen unsere Frauen eines großen Theiles der bloß mechanischen Arbeit; und Unsinn ist es doch, auf Dinge Zeit und Kraft zu verlieren, welche die Maschine schöner und billiger liefert. — Es ist eine dringende Mahnung der Zeit, daß der Mensch sich nicht zur Arbeitsmaschine erniedrige, sondern daß das Wirken des Geistes zur Geltung komme. Jedoch wird das Weib darum nicht der Pflicht häuslicher Arbeit entbunden; man wird ihrer liebevollen freundlich ordnenden Thätigkeit nie entbehren können; nur dürfen nicht mehr die Hände allein arbeiten, während der Geist feiert, sondern ihr ganzes Wirken muß vom Verstande geleitet, durchdrungen sein.

Wie oft tritt in unserer Zeit, wo die Erhaltung einer Familie immer schwerer wird, die Nothwendigkeit für die Gattin ein, auch an der Sorge des Erwerbes Theil zu nehmen; oder es wird ihr durch ein hartes Schicksal ihr Versorger entzogen und sie dem Kampfe mit dem Leben schutzlos ausgesetzt. Wie noth-

wendig ist es da, daß ihr Denkvermögen geübt, ihre Urtheilskraft gestärkt ist, damit sie mit richtigem Blicke die Lebensverhältnisse zu erfassen und für den Unterhalt der Ihrigen zu sorgen im Stande ist. Noch dringender ist die Nothwendigkeit für die Alleinstehende, Einsame. Sie ist gleich dem Manne nur auf sich selbst gewiesen, muß schutzlos durch's Leben gehen; wie traurig ihr Los, wenn sie nicht selbstständig denken, ihre Handlungen nach Grundsätzen zu bestimmen gelernt hat. Wenn auch Freunde und Verwandte sie noch schützend umgeben, so wird doch ihr unbefriedigtes Gemüth in dem leeren Geiste keinen Ersatz finden. Sie wird ihre Zeit, die sie nicht den beglückenden Pflichten der Gattin und Mutter widmen darf, auf eitle Tändeleien wenden; für die höheren Interessen der Menschheit kann sie ohne Pflege des Geistes kein Verständniß haben. Die Quelle der geistigen Freuden des Wissens fließt nicht für sie; so entwickelt sich denn durch ihr interesse- und freudeloses Dasein eine Bitterkeit in ihrem Herzen, welche so oft alternden Mädchen zum Vorwurfe gemacht wird, die jedoch sie selbst gewiß am meisten unglücklich macht. (Schluß folgt.)

Der Esel im Orient.

Im Orient ist der Esel bei weitem nicht so, wie im Occident, durch schlechte Behandlung herabgesetzt worden. Mäßig und arbeitsam, wie er ist, ersetzt er für manche Verhältnisse, unter denen man sich des Esels statt des Pferdes bedient, um so mehr das Pferd, da er einen sehr sicheren Gang hat. So ist es z. B. im Königreich Griechenland, dem mit Thessalien, das noch zur Türkei gehört, und welches in alten Zeiten Griechenland fast alle seine Pferde lieferte, auch dieser Vortheil entzogen worden ist. In dem wilden Zustande, in welchem der Esel in den Wüsten Centralasiens lebt, ist er fast so groß, wie ein Pferd von mittlerer Größe; er ist dort thätig, wachsam und mit seines Gleichen verträglich. In Aegypten findet man Esel als Hausthiere von einer bemerkenswerthen Schönheit und Kraft. In Judäa ward der Esel, der dort ein angesehenes Hausthier war, von dem Vornehmen zum Reiten gebraucht, wie die evangelische Geschichte von Jesus berichtet, und bei den alten Griechen, namentlich bei den Aeladiern, stand er wegen seiner Nützlichkeit in großen Ehren, so daß Homer kein Bedenken trug, den Ajax mit einem Esel zu vergleichen.

Archäologisches.

In Pompeji werden die Ausgrabungen in thätigster Weise betrieben. Man fand dieser Tage eine Kinderwiege ganz nach dem in Europa gebräuchlichen Schaukelssystem. Ferner aus Holz geschnitzte Gladiatoren-Kämpfe, Volksspiele, Schlachten u., welche mittelst einer Mechanik in natürliche Bewegung gesetzt werden können. Dieselben veranschaulichen mehr wie jedes Gemälde die Einzelheiten der Bewegung, Taktik und Plan der Aufstellungen, sowie die erstaunliche Fertigkeit der Gladiatoren. Dieser Fund hat das größte Aufsehen erregt.